

JULIO
LLAMAZARES



DER GELBE REGEN

Roman

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5308

Andrés ist der letzte Bewohner eines völlig verlassenen Dorfes in der Bergen. Niemand mehr da, nur er allein verteidigt sein Dorf gegen vermeintliche Eindringlinge, er ist den Menschen, die Menschen sind ihm fremd geworden. Und doch hängt er, im traumverwirrten Sinnieren, all den Geschichten seiner ehemaligen Nachbarn nach. Sein Erinnern selbst ist vom Rost der Zeit angefressen, ist ein letztes Aufbäumen gegen den immer spürbarer werdenden tödlichen Schleier.

Julio Llamazares wurde 1955 in dem kleinen Ort Vegamián in León geboren, der inzwischen unter einem Stausee verschwunden ist. Mit seinem 1985 erschienenen ersten Roman, *Wolfsmund*, errang er höchste Aufmerksamkeit bei der Kritik und beim lesenden Publikum.

**JULIO
LLAMAZARES**

DER GELBE REGEN

Roman

Aus dem Spanischen
von Wilfried Böhringer

SUHRKAMP

Die spanische Originalausgabe erschien 1988 unter dem Titel
La lluvia amarilla bei Seix Barral, Barcelona.

Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch 5308

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1991

© Julio Llamazares, 1988

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47308-5

www.suhrkamp.de

Der gelbe Regen

Für Kerstin Ärlemalm

Ainielle gibt es.

Im Jahr 1970 war es endgültig verlassen, aber seine Häuser halten noch stand, verrotten still inmitten von Schnee und Vergessen im Bergland der Pyrenäen bei Huesca, das Sobrepuerto genannt wird.

Alle Personen dieses Buches sind jedoch vom Autor frei erfunden, obwohl sie (ohne daß er es weiß) durchaus die wirklichen sein könnten.

Wenn sie den Sattel des Sobrepuerto erreichen, wird es bestimmt gerade zu dämmern beginnen. Dichte Schatten werden wie Wellen über die Berge streichen, und die trübe, zerfaserte, blutige Sonne wird sich vor ihnen herschleppen und sich, kraftlos schon, an den Ginsterbüschen und an dem Haufen Ruinen und Schutt festklammern, der einstmals (bevor jene Feuersbrunst die ganze Familie und alle ihre Tiere im Schlaf überraschte) die einsame Casa de Sobrepuerto war. Der die Gruppe anführt, wird daneben haltmachen. Er wird die Ruinen, die unermessliche, düstere Verlassenheit des Ortes betrachten, sich still bekreuzigen und warten, bis die anderen zu ihm aufgeschlossen haben. In dieser Nacht werden sie alle kommen: José, von der Casa Pano, Regino, Chuanorús, Benito, der Köhler, Aineto und seine beiden Söhne, Ramón, von der Casa Basa. Alles Männer, die durch die Jahre und die Arbeit abgehärtet sind. Beherrzte Männer, die seit jeher an die Schwermut und Einsamkeit dieser Berge gewöhnt sind. Aber dennoch – und trotz der Stöcke und Flinten, mit denen sie ganz bestimmt bewaffnet sein werden – wird an diesem Abend ein Schatten von Angst und Unruhe ihre Augen und Schritte umfassen. Sie werden ebenfalls für einen Augenblick die zerfallenen Mauern des abgebrannten Hauses betrachten und dann zu dem Ort hinüberschauen, auf den einer von ihnen jetzt schon zeigen wird.

Vor ihnen, am noch fernen gegenüberliegenden Berg-
hang, werden die zwischen Felsen und Terrassenbeeten
versunkenen Dächer und Bäume von Ainielle bereits
mit den ersten Schatten einer Nacht verschmelzen, die
hier auf der Ostseite immer sehr viel früher herein-
bricht. Vom Bergücken aus gesehen, hängt Ainielle
wie eine Lawine gemarterter Quader und Schieferplat-
ten über der Schlucht, und nur bei den am tiefsten lie-
genden Häusern – bei jenen, die, von der Feuchtigkeit
und dem Taumel des Flusses angezogen, talwärts ge-
rutscht sind – wird es dem Widerschein der Sonne gelin-
gen, den Fensterscheiben und Schieferplatten noch ein
letztes Funkeln zu entreißen. Ansonsten werden Ruhe
und Frieden vollkommen sein. Kein Geräusch, kein An-
zeichen von Rauch, kein lebendes Wesen oder auch nur
der Schatten davon auf den Straßen. Nicht einmal das
unbestimmte Zittern einer Scheibengardine oder eines
Lakens, das am Querholz aus irgendeinem der vielen
Fenster hängt. Kein Lebenszeichen werden sie in der
Ferne ausmachen können. Und dennoch werden dieje-
nigen, die das Dorf von den Bergmatten des Sobrepuerto
aus betrachten, wissen, daß ich sie hier, inmitten von
soviel Ruhe und Frieden und inmitten so vieler Schatten,
bereits gesehen habe und auf sie warten werde.

Sie werden sich wieder in Marsch setzen. Wenn man die
Ruinen des Hauses hinter sich gelassen hat, führt der
Pfad durch Eichenhaine und über Schieferhalden tal-
wärts. An den Hängen wird er schmaler, drängt sich
dicht an den Berg wie eine große Schlange, die der na-
hen Feuchtigkeit entgegenkriecht. Manchmal werden
sie ihn für kurze Zeit im Gestrüpp verlieren. Dann wie-

der wird er über eine lange Strecke vollständig unter einem dichten Mantel von Flechten und Ginster verschwinden. Nur ich bin ihn in all diesen Jahren gegangen. Sie werden also schweigend, ganz langsam und verbissen hinter dem Vordermann hergehen. Bald wird das tiefe Raunen des Flusses zu ihnen dringen. Ein Käuzchen – vielleicht dasselbe, das gerade an meinem Fenster vorbeifliegt – wird in den Eichenwäldchen seinen Ruf ertönen lassen. Die Nacht wird nun endgültig hereingebrochen sein, und der die Gruppe anführt, wird seine Taschenlampe anknipsen und innehalten. Alle anderen werden es ihm fast auf der Stelle nachtun. Wie von ein und demselben Schatten angezogen, werden sich alle Blicke auf das Dickicht in der Schlucht heften. Und dann, im gespenstischen gelblichen Lichtschein der Taschenlampen, werden sie, während die Hände lautlos noch einmal die nervöse Liebkosung der Waffen suchen, zwischen den Pappeln die Silhouette der Mühle entdecken – die sich nur noch mit Mühe und Not über die Fäulnis des Efeus und des Vergessens erhebt – und danach, gegen den Hintergrund des Himmels abgehoben, das melancholische Profil von Ainielle: jetzt schon direkt vor ihnen, ganz nahe, den Blick aus den hohlen Augen seiner Fenster starr auf sie gerichtet.

Das Gurgeln des Flusses wird ihre Herzen erfüllen, wenn sie über das alte Wehr aus Holz und festgestampfter Erde durch die Strömung waten. Vielleicht wird in diesem Augenblick einer von ihnen daran denken, kehrt zu machen und wieder zurückzugehen. Doch es wird schon zu spät sein. Der Weg verliert sich mit dem

Fluß hinter den ersten Gartenmauern, und ihre Taschenlampen werden sie schon beleuchtet haben, diese düstere Landschaft mit ihren zerborstenen Mauern und Dächern, herabgefallenen Fenstern, aus ihren Rahmen gerissenen Türen und Bildern, mit Gebäuden, die wie Rinder auf dem Boden knien, neben anderen, die noch unversehrt und herausfordernd dastehen und die ich jetzt noch durch das Fenster sehen kann. Und umgeben von so viel Verlassenheit und Vergessen, als handelte es sich um einen Friedhof, werden viele der Ankömmlinge zum erstenmal die ungeheure Gewalt der Brennesseln kennenlernen, wenn sie, nachdem sie sich bereits der Gassen und Höfe bemächtigt haben, allmählich das Herz und die Erinnerung der Häuser heimsuchen und schänden. Niemand außer einem Verrückten – das wird mehr als einer in diesem Augenblick denken – kann völlig allein so viele Jahre lang so viel Tod, so viel Trostlosigkeit ertragen haben.

Eine ganze Weile werden sie inmitten tödlicher Stille das Dorf betrachten. Sie alle kennen es von früher. Mancher hat sogar Verwandte hier gehabt und wird sich an die Zeiten erinnern, als er hier heraufkam, um sie zu den Feiertagen im Herbst oder an Weihnachten zu besuchen. Andere waren in den letzten Jahren noch einmal hier gewesen, um Vieh und ein paar alte Möbel zu kaufen, als die Leute anfangen, das Dorf zu verlassen, und sich ohne allzu hohe Ansprüche und ohne übertriebenes Bedauern von allem trennten, was etwas Geld einbringen könnte, um damit ein neues Leben im Unterland oder in der Hauptstadt zu beginnen. Aber seit Sabina tot ist, seit ich völlig allein in Ainielle zurückgeblieben

bin, von allen vergessen, dazu verdammt, an meiner Erinnerung und meinen Knochen zu nagen wie ein toller Hund, dem sich die Menschen aus Angst nicht nähern, hat sich niemand mehr hierher gewagt. Das ist jetzt fast schon zehn Jahre her. Zehn endlos lange Jahre in völliger Einsamkeit. Und obwohl sie ab und zu das Dorf vielleicht noch von weitem gesehen haben – wenn sie in die Berge gehen, um Brennholz zu holen, oder im Sommer, mit den Herden –, hat sich aus der Ferne bestimmt niemand vorstellen können, wie fürchterlich die Bisse waren, mit denen das Vergessen diesem traurigen unbestatteten Leichnam zugesetzt hat.

Es wird ihnen also nicht leichtfallen, das Haus wiederzuerkennen. Neben der Ungenauigkeit ihrer Erinnerung werden der Verfall und die Nacht ihre Augen noch mehr verwirren. Vielleicht wird einer denken, es wäre das beste, nach mir zu rufen, den dichten Nebel der Stille zu zerreißen und es der Stimme zu überlassen, mich hinter so vielen offenen Türen, hinter so vielen zerbrochenen Scheiben, hinter so vielen undurchdringlichen Schatten zu suchen, in deren Finsternis, genau wie jetzt, das unergründliche Nichts der Nacht seine Erinnerung versenken wird. Doch allein schon der Gedanke daran wird sie zurückschrecken lassen. Da draußen zu schreien wäre genauso, als würde man es mitten auf einem Friedhof tun. Da draußen zu schreien würde bloß das Gleichgewicht der Nacht und den wachsamem Schlaf der Toten stören.

Sie werden deshalb beschließen, die Suche nach mir schweigend fortzusetzen. Dicht an dicht werden sie

hinter den Taschenlampen her durch das Dorf gehen und die Erinnerungen dort, wo sie sich als untauglich erweisen, durch den Instinkt ersetzen. Sie werden wiederholt durch dieselben Straßen und Höfe irren, bis ihnen schließlich nach langem Herumstreifen, nach häufigem Innehalten und vielen Umwegen aus dem Dunkel das Raunen des Brunnens entgegentreten wird. Sie werden ihn dort finden, unter einem Wald von Brennesseln, angefüllt mit Traurigkeit und schwarzem Schlamm. Die Kirche werden sie jedoch erst nach einer ganzen Weile wahrnehmen. Sie werden sie zwar schon vor sich haben, direkt neben dem Brunnen, doch der Schein der Taschenlampen wird sie erst entdecken, wenn plötzlich ein Eisenkreuz durch den Lichtstrahl fährt. Und dann werden sie verschreckt, fast ohne Mut, sich ihr zu nähern, von weitem das brombeerüberwucherte Portal betrachten, die vermoderten Balken, das eingestürzte Dach und die feste Bastion des Glockengiebels, der wie ein steinerner Baum über der zerstörten, verfallenen Kirche aufragt, wie ein blinder Zyklop, der nur fortlebt, um dem Himmel das Widersinnige eines leeren Auges entgegenzuhalten. Der ihnen aber in dieser Nacht dazu dienen wird, sich bei ihrer beklemmenden Wanderschaft durch Ainielle endlich und endgültig zu orientieren.

Vielleicht werden sie hinter den Ruinen der Kirche noch einen Augenblick verstört vor Bescós' Haus stehenbleiben. Doch das vermoderte Dach und das Brodeln des Efeus, das seine Fenster und Türen auslöscht, werden ihnen sehr schnell die Gewißheit geben, daß hier seit langem niemand mehr lebt. Dieses hier ist

schon ganz in der Nähe, schließt gegenüber, zwischen dem dunklen Schatten des Nußbaums und den immer undeutlicheren Konturen des Gartens, die Gasse ab. Das hohe Gras hängt über die Mauern, und das Rinnsal, das vom Brunnen her ungehindert mitten auf der Straße fließt, weil sich niemand mehr darum kümmert, es zum Wehr abzuleiten, sickert zwischen die Bäume, läßt ihre Stämme faulen und überzieht sie mit Moos. Dort drüben dicht beisammen stehend, werden die Männer mit ihren Taschenlampen das Halbdunkel des Vorbaus und des Stalls, die Trümmer des alten Schuppens, die abweisende Gedrungenheit des Hauses hinter seinen Fenstern und Türen ausforschen. Wahrscheinlich werden sie es im ersten Augenblick ebenfalls für verlassen halten. Wie bei den übrigen Häusern schlagen Efeu und Vergessen über ihm zusammen, und nichts, nicht einmal das instinktive Aufleuchten einer Erinnerung, könnte sie auf den Gedanken bringen, daß sie vor dem gesuchten Haus stehen. Die Stille – diese zähe Stille, die wie schwarzer Geifer jeden Raum und jedes Zimmer überschwemmt – wird den Männern zuerst den Verdacht und dann die Gewißheit bringen, daß sie sich vor derselben Tür befinden, durch die einige von ihnen den Sarg mit Sabinas Leichnam heraustrugen, als in Ainielle niemand mehr war, der mir hätte helfen können, sie zum Friedhof zu bringen.

Das Knirschen des verrosteten Riegels unter dem Druck einer Hand wird genügen, das Gleichgewicht der Nacht zu zerstören und die tiefen Taschen ihrer Stille aufzureißen. Als wäre er über sich selbst erschrocken, wird derjenige, der sich vorgewagt hat,

wieder zu den anderen zurückgehen, und die ganze Gruppe wird wie gelähmt schweigend verharren und dem beklemmenden Hallen des Echos im Dorf lauschen. Für einen Augenblick werden sie glauben, diese Klangsalve würde nie mehr aufhören. Für einen Augenblick werden sie sogar befürchten, ganz Ainielle könnte – nach so langer Zeit – aus seinem Schlaf erwachen und die Gespenster seiner früheren Bewohner würden plötzlich wieder in den Türen ihrer Häuser erscheinen. Doch langsam und endlos werden die Sekunden vergehen, und nicht einmal in diesem Haus, wo ein solches Erscheinen zu erwarten wäre, wird sich etwas Ungewöhnliches ereignen. Die Stille und die Nacht werden sich erneut des Dorfes bemächtigen, und der Schein der Lampen wird erneut an der Tür zerschellen, ohne auf das gehetzte Funkeln meiner Augen zu treffen.

Doch die Männer werden bereits wissen, daß ich nicht mehr weit sein kann. Das schwarze Raunen des Rinnals und der Schatten des Nußbaums auf der Fassade wird es ihnen sagen. Die Vollkommenheit der Nacht hinter den Fenstern wird es ihnen sagen. Vielleicht werden sie denken, ich hätte mich, als ich sie durchs Ödland näherkommen sah, im verborgensten und unzugänglichsten Winkel des Hauses eingeschlossen. Vielleicht auch nicht. Vielleicht werden sie vielmehr den Verdacht hegen, ich hätte mich, da ich wußte, daß sie mich hier zuerst suchen würden, in den Bergen versteckt, oder aber zwischen den Schatten und Trümmern eines anderen Hauses, aus dem ich sie womöglich in diesem Augenblick von hinten beobachten könnte. Auf jeden Fall werden sie alle davon überzeugt sein, daß ich

niemals aus meinem Loch hervorkommen würde, solange sie noch im Dorf sind. Und auch davon, daß ich ihnen, wenn es ihnen gelänge, mich zu finden, mehr Widerstand entgegensetzen werde, als sie bestimmt ohnehin schon erwartet haben.

Doch es wird ihnen keine andere Wahl bleiben. Wenn sie nach Ainielle kommen werden, dann nur, um mich zu finden. Wenn sie hier vor diesem Haus stehen werden, dann werden sie nicht einmal auf die Hilfe einer Nacht zählen können, die gegen sie vorrücken wird, während in den Küchen von Berbusa ihre Frauen und Kinder weiterhin ungeduldig auf ihre Rückkehr warten. Also wird früher oder später einer der Männer die Unentschlossenheit der anderen durchbrechen und mit der Flinte im Anschlag auf die Tür zugehen. Jemand wird ihm mit seiner Taschenlampe leuchten, während er die Mündung dicht vor das Riegelschloß hält. Vielleicht wird er den anderen durch ein Zeichen zu verstehen geben, sie sollten etwas zurückgehen. Aber sie werden keine Zeit mehr dazu haben. Der Knall wird so durchschlagend, so gewaltig sein, daß sie alle mitten in der Bewegung erstarren werden.

Wenn sie wieder zu einer Reaktion imstande sein werden, wird der Widerhall des Schusses bereits verebben. Ein durchdringender Geruch wird die Straße erfüllen, und eine Rauchwolke wird sich über den Bäumen des Gartens in der Nacht auflösen. Furchtsam werden sich die Männer ganz langsam auf die Tür zubewegen. Das Schloß wird wie trockenes Holz zersplissen sein, und ein kleiner Stoß wird genügen, den Lampen den offe-

nen Zugang zum Flur darzubieten. In fliegender Hast, mit stockendem Atem und rasendem Puls, werden sie nacheinander die unteren Zimmer und die Vorratskammer, die – noch – warme Einsamkeit der Küche, die lichtlosen unterirdischen Winkel des Kellers durchsuchen. Von diesem Augenblick an wird alles mit schwindelerregender Schnelligkeit ablaufen. Von diesem Augenblick an (und noch Stunden danach bei dem Versuch, sich an die Einzelheiten zu erinnern, um alles zu erzählen) wird keiner von ihnen mehr genau wissen, wie der Verdacht der Gewißheit gewichen war. Denn wenn der erste die Treppe hinaufsteigen wird, werden alle schon mit Sicherheit wissen, was sie hier oben seit langem erwartet hat. Eine unerklärliche jähe Kälte wird es ihnen vorhersagen. Das Geräusch schwarzer Flügel, die gegen die Wände schlagen, wird sie vorwarnen. Deshalb wird keiner entsetzt aufschreien. Deshalb wird sich keiner anschicken, das Kreuzeszeichen oder eine Gebärde des Ekels zu machen, wenn mich die Taschenlampen endlich hinter dieser Tür auf dem Bett entdecken werden, noch angekleidet, das Gesicht ihnen zugewandt, vom Moos und den Vögeln zerfressen.

Ja. Bestimmt werden sie mich so finden, noch angekleidet und das Gesicht ihnen zugewandt, fast genauso, wie ich Sabina zwischen dem verrotteten Räderwerk der Mühle gefunden habe. Nur waren an jenem Tag die einzigen Zeugen meines Fundes die Hündin und das schneidende Wimmern des Nebels, wenn er an den Bäumen am Fluß zerschellt.

(Es ist sonderbar, daß ich mich gerade jetzt daran erinnere, da die Zeit sich schon zu erschöpfen beginnt, da die Angst meine Augen durchdringt und der gelbe Regen allmählich die Erinnerung an die Augen der geliebten Menschen und ihr Licht aus ihnen löscht. An die aller, außer an die Sabinas. Wie könnte ich jene kalten Augen vergessen, die in die meinen starrten, während ich versuchte, den Knoten zu lösen, der sie noch nutzlos an das Leben fesseln wollte? Wie könnte ich jene lange Dezembarnacht vergessen, die erste, die ich nun völlig allein in Ainielle verbrachte, die längste und trostloseste Nacht meines Lebens?)

Es war schon zwei Monate her, seit die von Casa Julio fortgegangen waren. Sie warteten, bis der Roggen geerntet war, verkauften ihn zusammen mit den Schafen und ein paar alten Möbeln in Biescas, und an einem Oktobermorgen, noch bevor es Tag wurde, packten sie, was sie konnten, auf die Stute und gingen durch den